

## BUCHREZENSION (von Otto Zsok)

**Wendelin Teichmann**, *Totaliter Aliter (Völlig anders). Außenseiterbriefe. Versuch einer alternativen Geistesgeschichte in Beispielen als Zeitkritik*, Novum Verlag 2010, 537 Seiten, Euro 23, 30

Der Autor, Jahrgang 1934, ist Germanist. Nach dem Abitur (1956) studierte er Germanistik und Geographie, war später im Realschuldienst in Niedersachsen, dann Wissenschaftlicher Assistent an der PH Göttingen, danach Seminarleiter am Studienseminar ebenda. Er ist verheiratet, hat drei Kinder und zwei Enkelkinder und ist seit 1997 im Ruhestand.

In der folgenden Rezension, – die das großartige Werk jetzt schon als unbedingt lesenswert, als ein Muss einstuft, – wird versucht, die neuartige Geistesgeschichte, die W. Teichmann vorlegt, in einigen Grundzügen nachzuzeichnen. Grundlegende Strömungen von der Geburt Christi bis heute (2010) werden behandelt. Die Themen, stichwortartig aufgezählt, umfassen: Religionsphilosophisches, Theologisches und Geistig-Spiritueller, aber auch zeit- und sozialkritische Stellungnahmen. Dabei tritt der Autor als „ein geistig Denkfühlender“ in Erscheinung, dem es nicht um blinde Kritik, sondern um Revision des bisher als „christlich“ Betrachteten aus dem Geistigen geht, so, wie ihm – nach langen Studien und Meditationen – möglich wurde, das „Alt-Neue“ [sprich: uralte Wahrheiten] zunächst zu erschauen und dann, nach vielen Jahren Arbeit, in sprachlich angemessene Formen zu gießen.

Die Kohärenz und Konsistenz der Gedankengänge ist auf jeder Seite des Buches zu spüren. Die neuartige, ja alternative Geistesgeschichte wird in Form von Briefen entfaltet. Onkel Tobias Knauth [wie sich der Autor nennt] schreibt seinem Neffen Tobias im wahrsten Sinne hoch spannende Briefe. Die geistige Hoch-Spannung ist für den Rezensenten von Anfang an – und bis zur letzten Zeile – fühlbar. Was heißt aber „alternativ“? Dass da eine Geschichte des Geistes präsentiert wird, die noch nie da gewesen ist? Nein, im Gegenteil. Alles, was der Autor schreibt, war schon da, in der konkreten irdischen Geschichte der Menschheit, – z.B. die Idee der Präexistenz eines jeden Menschen; die Lehre über die gottgeinteten Hohepriester nach der Ordnung des Melchisedek; die Erkenntnis und das Wissen über die unvergänglichen Seele usw. Aber etwa in den ersten fünf Jahrhunderten nach der Geburt Christi wurde – durch die stärker werdende Institution Kirche – Vieles bekämpft, unterdrückt und mit der Zeit vergessen. Alternativ heißt hier, jene Geistesströmungen, Geistesansichten und inspirierten Gedanken in einem Sinnzusammenhang zu entfalten, die mit **der ganzen Existenz des Menschen** zu tun haben. Holistisches Welt- und Menschenbild wird im Buch präsentiert, könnte man mit einem heutigen Ausdruck sagen. Das Menschen-, das Welt- und das Gottesbild erscheinen plötzlich, aber gar nicht so überraschend, in einem harmonisch leuchtenden Licht. Und es wird eine neue Offenbarung herbeigesehnt, denn gerade heute bedürfen wir „einer *neuen Offenbarung*, einer *deutlichen*, welche alte *undogmatische* ‚göttliche Einsichten‘ nicht aufhebt und dem neuen wissenschaftlichen Weltbild nicht widerspricht“ (S. 512f.).

Eine im weitesten Sinne philosophische Wissenschaft [sowohl die Philosophie als auch – nach Nikolaus von Kues und Kepler – die philosophisch begründete und die Metaphysik akzeptierende Naturwissenschaft] war immer schon bemüht, „die ganze Existenz des Menschen zu erfassen“ (S. 262), und dazu gehört (schon seit Origenes) elementar der Zusammenhang von Präexistenz, Erdenleben des Menschen [zwischen Geburt und Tod] und seine Vollendung im Ewigen. Diesem Zusammenhang inhärent ist ebenso der damit verbundene Aufbau des Alls. Das ist auch der Grundakkord des Buches.

Mit dem Urthema des Religiösen [mit dem Göttlichen und dem es erfüllenden Menschen] beginnt der Erste Brief, und es wird gesagt, dass sich jede Religion weiterentwickeln müsse: „bewusst und durch Einsicht“ (S. 13). Dazu gehört, den Sinn für Symbole und „Glaubensaussagen“ zu schärfen [als Kontrapunkt zu einer verblendeten Wissenschaftskultur], und erkennen zu lernen, dass innere und innerste Erfahrungen [der geistig Lehrenden, wie Jesus oder Lao-Tse] früher da sind als formulierte und dogmatisch festgelegte „Glaubensaussagen“. Als persönliche Erfah-

rung und als die daraus resultierende sprachliche Formulierung ist der Glaube auch individuell und nicht geeignet, daraus dogmatische Spitzfindigkeiten zu entwickeln. Der rationalistisch geprägte Intellektuelle des Abendlandes braucht mehr denn je das „Fühlenden“ oder „Denkfühlen“, je nach dem Schwerpunkt der Bewusstseinstätigkeit (S. 17). Diese Grundfähigkeit [seit Pascal unter dem Namen „logique du coeur“, Logik des Herzens bekannt] ermöglicht, das „zweidimensionale Menschenbild“ [dem zufolge der Mensch nur ein zwischen Geburt und Tod als Psychophysikum wirkendes Wesen sei] zu überwinden und dem Transzendenten sowie dem Metaphysischen in der Geschichte – wie in dem Menschen selbst – ihren Ort zurückzugeben. Bildhaft gesprochen: Es gibt Radiogeräte, denen der UKW-Teil fehlt. Gibt es deshalb keine Ultrakurzwellen? In Analogie dazu: Es gibt Menschen, die von der Naturwissenschaft so sehr in Beschlag genommen werden, dass sie „Ultrakurzwellen der Transzendenz“ nicht mehr empfangen können. Ihnen entgeht dabei Wesentliches (S. 18). Es wird hier aber nicht gegen die auf Wahrheit und Wahrheiten abzielende „Wissenschaft an sich“ Kritik geäußert, sondern ein bestimmter „Typus von Naturwissenschaft“ ist mit guten Gründen in Frage gestellt. Weil dieser Typus von Wissenschaft keine „Ultrakurzwellen der Transzendenz“ empfangen kann, leugnet er die Transzendenz. Diese reduktionistische Mentalität sei typisch für unsere *Epoche*, so der Autor; für eine Epoche, die mit der Aufklärung begonnen und das wissenschaftlich-technische Zeitalter eingeläutet hat. Freilich, unser *Äon* begann mit der Zeitwende, „die wir nach der Geburt Jesu zählen“ (S. 20). Davor war der „mosaische Äon“, schreibt der Autor seinem Neffen, und auch alte Texte aus jenen alten Zeiten enthalten tiefere Wahrheiten, die später „der triumphierenden Kirche“ nicht genehm waren. Darum sollte man das meditierende Lesen alter Texte – durch Aktivierung des Denkfühlens und des Fühlenden – einüben. Diese Übung lässt den geistigen Sinn [der Weisheitstexte aus uralten Zeiten, auch der hebräischen Bibel] erkennen. Dann aber kommt man auf andere, neuartige [und doch immer schon gemeinte] Einsichten, welche später der mehr und mehr dominierenden Kirche nicht gepasst haben. Zum Beispiel entdeckt man, erstens, das Prinzip der *Bipolarität*. Das ist in dem Ur-Grund selbst, der zugleich männlich-weiblich ist, etablierte Urgegebenheit. Wenn der Ur-Grund als das Ur-Bild, als Gott, „Mann und Weib in eins“ ist, ist auch sein Abbild – der Mensch – androgyn. Schon Origenes (185 – 254) bestätigt, dass das Männliche und Weibliche in Ewigkeit zusammengehören. Die aus dem Fernen Osten stammende Yin-und-Yang-Figur sei dafür das schönste Symbol, neben dem herrlichen Duett aus Mozarts Zauberflöte: „Mann und Weib und Weib und Mann, reichen an die Gottheit an“ [gesungen von Pamina und Papageno]. Das hat praktische Konsequenzen: Mann und Weib sind vom Ewigen her gleichwertig. Aus Gott als Mann und Weib in eins entsteht alles Leben – durch Zeugung und Geburt. In den Urgründen der Gottheit selbst ist Männliches und Weibliches ewig am Zeugen und Gebären.

Damit, so der Autor, habe man das zweite durchgehende *Prinzip der Zeugung und Geburt*. Immer erscheint neues Leben – vom Wurm bis zum Menschen – durch Zeugung und Geburt. „Und das Gezeugte zeugt sich weiter fort, woraus eine unendliche Folge von Stufen des Lebendigen entsteht, vom Ursprung aus gesehen hinabführend, aber auf jeder Stufe sich auch verbreiternd, so dass daraus insgesamt eine Pyramide entsteht: die *Hierarchie* alles Seienden – und damit hätten wir mein *drittes* durchgehendes Prinzip“ (S. 30f.).

Das vierte Prinzip heißt Teichmann zufolge: *Emanation*. Das ist der Anfang, das Ausströmen oder Überfließen [in den unendlichen Raum hinein] „aus dem Ewig-Einen, dem Ur-Seinsgrund“. Und das impliziert schon „die *endliche Heimkehr* alles Lebendigen in den Urgrund“, des Origenes „Apokatastasis“ (S. 31), eine geniale Einsicht, die auch in der Kabbala [der mystischen Weisheit der Juden] gegeben ist. Die Himmel erscheinen hier als Sphären der Annäherung an „En sôph“, das göttlich Eine (S. 31).

Emanation als Kontinuität des Werdens bedingt nun seinerseits, „dass wir nur von ‚der einen Welt‘ sprechen können. (...) Die Naturwissenschaften verstehen das rein auf das physikalische Universum bezogen“ (S. 32). Das sei aber eine Engführung, ein Reduktionismus. Die Rede „von der einen Welt“ bezieht sich auf alles Seiende, vom Ursein (Gott) an, mit den Übergängen vom rein Geistigen zum Ewigseelischen, [zum „Meer der Seelenkräfte“] und von diesem zum Physi-

schen. Diese Gliederung des Alls nennt der Autor „Topographie des Seienden“, die man wie eine Landkarte kennen sollte (S. 33).

So sehr die Bibel als das „Buch der Bücher“ für den Autor unerlässliche Quelle der Offenbarung ist, sind Altes wie Neues Testament „nicht *allein* mit Offenbarung begabt worden, [denn] auch Fromme und Weise aus anderen Religionen und Kulturen haben diese Gnade erfahren. (...) Abgrenzung nach außen kann zuweilen aus ‚vereinsinternen‘ Gründen angezeigt erscheinen, begründet aber keinen Primat der Erkenntnis und keinen Ausschließlichkeitsanspruch“ (S. 33). Wie hier rasch eingefügt werden soll, ist das Tao Te King von Lao-Tse, um nur ein Beispiel zu nennen, ebenso höchste Offenbarung und „heilige Schrift“, wie die Bibel in ihrer Inspiriertheit. Dass die spätere Naturwissenschaft, – die *alles* der Norm des Messbaren unterworfen und alles Nichtmessbare als nichtexistent erklärt hat, – dem nicht förderlichen Muster der mittelalterlichen triumphierenden Kirche folgend, „mancherlei Dinge“ dogmatisiert hat, sei Folge ihrer Unterdrückung durch die Kirche [hier als institutionelle und doktrinaire Macht gemeint]. Die Kirche hat aber selber aus dogmatischen Gründen Erkenntnisse der Naturwissenschaften in der frühen Neuzeit unterdrückt. So entsteht, dem Autor zufolge, das moderne und postmoderne Wissenschaftsideal, in dessen Optik nur die physisch-materielle Welt real existent ist. Hier erscheint der Mensch als nur zwischen Geburt und Tod lebendes „hochentwickeltes Erdenmenschentier“, mit einem feinnervig-subtilen Gehirn ausgestattet, das letzte Ursache der „Seele“ und des „Geistes“ sei. Die Wissenschaft wurde auf diese Weise gott- und menschvergessen, und ihre Ideologie von der „reinen Objektivität“ war geboren (vgl. S. 265). Doch auch in der christlichen Theologie findet man „ideologische Lehrsätze“, die eigentlich fallen müssen, wenn man fühlend zu verstehen weiß, dass Jesus, „der Gottgeehrte“ und „der größte Liebende“, ein exzeptionell herausragendes Glied jener *geistigen Hierarchie* ist, die, ausgehend aus dem „Urlicht“, herabreicht bis zum Menschen der Erde. Teichmann zufolge müssen auch andere „Lehrsätze“ einer gründlichen Revision unterzogen oder eben fallen gelassen werden, zum Beispiel: die göttliche Geburt aus der [biologisch verstandenen] Jungfrau; die Sündlosigkeit Jesu; die Trinitätslehre im Sinne einer „Personlehre“; die Ideologie des Opfertodes Jesu und seine *leibliche* Auferstehung, „und als Vorstufe zu allem: der selbstgeschaffene Ableitungs- und Rechtfertigungszwang“ aus dem Alten Testament (S. 58). Das Denkfühlen oder Fühlenden, das aus der Mitte des ganzheitlichen Individuums herrührt, ist im höchsten Maße einzusetzen, will man die rationalistische Versuchung der Theologie und den Ballast einer fast zweitausendjährigen Geschichte überwinden, um zum geistlichen und spirituellen Fundament der „sinnvollen Rede vom Göttlichen“ vorzustoßen. Dabei kann, so Teichmann, das Johannesevangelium bzw. dessen hymnischer Anfang wegweisend sein, das das älteste der vier Evangelien sei, wie auch Klaus Berger (Heidelberger Bibelwissenschaftler) lehrt. Sowohl mit Teichmann als auch mit Berger stimmt der Rezensent überein und meint zu erkennen, dass „der Kern der Lehre Jesu“ im Johannischen Text überliefert ist. „Der Urheber selbst aber ist Jesus von Nazareth, gleichgültig, ob er es mündlich oder schriftlich gegeben hat“ (S. 62). – Hier darf die Frage gestellt werden: Wer sagt uns, dass nicht Jesus selbst mancherlei zentrale „Punkte“ aufgeschrieben hat? Wieso ist es unmöglich, dass im Johannesevangelium das Meiste der Kernbotschaft Jesu *von Jesus selbst* stammt?

Jedenfalls erscheint Gott im Johannesevangelium, von Anfang an und immer schon, als „Urlicht“, als „Urwort“ und als „Vater“ [und das ist „Trinität“]. Aus dem Johannestext erkennt man auch, dass die sog. „Wiedergeburt“ aller Menschen nicht eine mehrfache Wiedergeburt [als Reinkarnation] ist, sondern „wieder-geboren aus Wasser und Geist“ (3, 5), ergänzt durch Vers 3, 8, der nicht den *Geist*, sondern den *Geistgeborenen* mit dem Wind vergleicht, „der ... bläst, wo er will“ (S. 63). Und in dem Gespräch mit der Samariterin heißt es: „Gott ist Geist, und die ihn anbeten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten“, das heißt: nicht der äußere Ort ist für die „Anbetung Gottes“ entscheidend, sondern der innere „Ort“ des eigenen Geistes eines jeden Menschen. Vom Menschen her müssen wir ausgehen, um zu Gott zu gelangen, wobei hier „Mensch“ nicht nur das Psychophysikum, sondern in erster Linie den *Geistes-Menschen* meint. Da Menschen in der Präexistenz gezeugt sind, trägt ein jedes menschliche Wesen einen „göttlichen Lichtfunken“ in sich, der ihm als Erbe Gottes verbleibt und somit ein Bürge für die Unver-

gänglichkeit des *Geistes*-Menschen ist. Diese gnostische Einsicht, die früher schon bei Platon abgetastet werden kann, wird später von Meister Eckhart vertreten. Der von ihm gebrauchte [und von Thomas von Aquin übernommene] Ausdruck „scintilla animae“ bezeichnet die mit der *Geistigkeit* der Seele gegebene und den Seelenpotenzen [den Seelenkräften] noch vorausliegende Kraft, die den Menschen auf den Urgrund seiner ursprünglich geistigen Existenz verweist. Diese Einsicht taucht, wenn auch in abgewandelter Form, bei Leibniz auf. Und, so fügt der Rezensent hinzu, bei Viktor Frankl in einer nicht zu verkennenden Deutlichkeit [„Gewissen als Sinn-Organ“]. Das „Seelenfünklein“ ist jedenfalls geistgeboren, gehört der Sphäre des Ewigen im Menschen an, ist ihm inhärent, wie ebenfalls – vom Ewigen her – der freie Wille. Im Zustand der Inkarnation realisiert irgendwann der Einzelne, dass in ihm „zwei Seelen“ wohnen [die Psyche und die unvergängliche Seele]; dass in ihm zwei Menschen stecken: der *innere* und der *äußere*, wie auch Paulus sagt. Mehr und mehr die Selbständigkeit des inneren Menschen [des Geistes-Menschen] herauszubilden, sei das Ziel im irdischen Leben (vgl. S. 118f.).

Ein anderer wichtiger und nicht verstandener Aspekt im Johannesevangelium sei der Gebrauch des *Wir* in manchen Aussagen Jesu. In Joh 3, 11 heißt es: „Wir reden, was wir wissen, und bezeugen, was wir gesehen haben“. Dieses „Wir“ sei kein „pluralis maiestatis“ und auch kein „pluralis devotionalis“, so Teichmann, sondern die Benennung der Gesamtheit der *geistigen Hierarchie* der „Gottgeeeinten“, die für die Menschheit das Heil wirken „und für die Jesus in seinem Kulturkreis und für seinen Äon spricht“ (S. 64). Es folgen weitere Hinweise und Reflexionen in Bezug auf die geistliche und spirituelle Auslegung des Johannesevangeliums. Dem Rezensenten scheint hier von einiger Bedeutung, dass auch „der Fürst dieser Welt“ oder „der Fürst der Finsternis“ zur Sprache kommt als der eigentliche Hauptgegner Jesu. Nicht bloß als bildliche Rede ist dies aufzufassen, denn Jesus spricht von einem realen „Herrn der physischen Welt“, der Gewalt und Macht hat, Jesus Königreiche anzubieten und ihn dem physischen Tod zu unterwerfen (Joh 14, 30), schreibt der Autor und fügt hinzu: „Die Geschichte allein des 20. Jahrhunderts bietet dafür [für Hass und Zerstörung mit Hilfe dieses Fürst der Finsternis] genügend Beispiele, die man aber nicht hinreichend reflektiert, weil eine rationalistische Schule die Losung ausgegeben hat, man dürfe ‚das Böse‘ *nicht dämonisieren*. Andererseits ist dieser ‚Fürst‘ nicht allmächtig und ihm gilt [letztlich] das Gericht“ (S. 67f.). Das Phänomen des Bösen bleibt sehr, sehr real, und nur dort, wo man keine Gefahr sieht, – weil man mit dem Unsichtbaren der physischen Welt gar nichts anfangen kann, – vermag man sich gegen das Böse nicht zu schützen. Jede Art von Trance, Hypnose und Ekstase sei zu vermeiden, denn nur ein entschiedener und bewusster Wille kann Einwirkungen aus dem Unsichtbaren [der physisch-sinnlichen Welt] abwehren (vgl. S. 69f.). Da W. Teichmann ihn nicht erwähnt, sei hier der Name des in Koblenz lehrenden katholischen Theologen Bernd J. Claret genannt, dem es gelungen ist, eine äußerst präzise und tiefgründig dokumentierte theologische Dissertation über das Böse zu schreiben („Geheimnis des Bösen. Zur Diskussion um den Teufel“, Innsbruck-Wien: Tyrolia Verlag 1997). Zurück zur Geistigkeit des Menschen. W. Teichmann spricht immer wieder zu seinem Neffen in seinen Briefen, der ihm Fragen stellt, und schreibt an einer Stelle:

„Wie du weißt, will ich nicht eine streng kirchlich oder auch nur allgemein christlich orientierte Position vertreten, sondern eine Position, die auf der Grundlage eigener (jesusbezogener) Gläubigkeit dann die Vernunft liberal einsetzt und prüft, was aus der später verbindlich gemachten Lehre überzeugend und akzeptabel ist, d.h. keine ‚Gehirnverrenkungen‘ erforderlich macht, und was der Jesuslehre später an Unzumutbarem aufgedrückt worden ist“ (S. 127). Das Unzumutbare beginnt Teichmann zufolge mit dem „unbedingten Versuch der Vergottung Jesu“, und sämtliche theologische Streitereien des frühen Christentums [in den ersten fünfhundert Jahren nach der Geburt Christi] gehen auf diesen Versuch zurück (S. 133). Man hat viele Gegner damals einfach „erledigt“. Das ist, leider, allzu wahr. Man hat **die Macht der Liebe**, die Jesus gelebt und einzigartig verkörpert hat, mit *der Liebe zur Macht* verwechselt. Während der hohe Meister von Nazareth „vom Himmelreich“ oder vom „Reich Gottes“ gesprochen hat, hat die Kirche sich selbst an die vorderste Stelle gerückt und im Namen einer missverstandenen „Mission“ das institutionelle Element bis zur Hypertrophie betont und praktiziert. Die Krise der Kirche (und der Kirchen) ist

gerade heute, in den ersten zehn Jahren des 21. Jahrhunderts, überaus deutlich geworden, und der Rezensent denkt dabei nicht nur an den Missbrauch von Kindern und Jugendliche durch Geistliche, sondern an das bisher überlieferte „Gottesbild“. Ja, die Grundkrise der Kirche als Institution zentriert sich um das Grundwort „Gott“ und um die unumgehbare Frage: Wer eigentlich ist Jesus von Nazareth?

„Das Reich Gottes ist *inwendig* in euch“, heißt es in der Luther-Bibel zu Lukas 17, 21. Und dort, wo der Einzelne sich nach innen wendet, entdeckt er den zentralen Ort des Reiches Gottes, – das Innen des Geistes-Menschen, – wo er dann geborgen und geschützt ist im Licht des wesenhaften göttlichen Geistes: „Ich im **Licht**“. Der Ansatzpunkt der jesuanischen Lehre ist der Einzelne, „der sich, von Jesus erfüllt, mit ein oder zwei anderen verbindet“, denn: „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten *in* ihnen“, heißt es in Mt 18, 20. Tiefe Weisheit tut sich hier kund. Man weiß aus der Sozialpsychologie, „dass die intensivste Arbeit, noch dazu bei intimster Aufgabenstellung, entweder von einem Paar oder der Kleinstgruppe, also von dreien, erbracht wird, und zwar aus dem Grunde, weil es dabei die geringste Binnendifferenzierung, d.h. wenig Hierarchie- und Machtprobleme gibt, die Einstimmung auf das Vorhaben kann gelingen“ (S. 86). Ob dieses Jesuswort die Kirchen befolgt haben? ... Gewiss ist Hierarchie an sich gut und notwendig, aber „in Glaubensdingen hat sie unter Menschen nichts zu suchen, da es dort zuerst um die Relation zwischen Gott und Einzelseele geht. (...) Die Hierarchisierung des Christenvolks durch die Kirche musste unmittelbar zum Glaubenszwang führen“ (S. 135). In langen Briefen und nachvollziehbar legt der Autor dar, worin „der Sündenfall der Kirche“ besteht: in der Wende von den kleinen „Hausgemeinden“, meistens im Untergrund, zur Staatsreligion. Auf Einzelheiten muss hier verzichtet werden. Der Leser darf und kann hier seine eigenen Entdeckungen machen. Der Rezensent hält fest: Mit dem Fünftehnten Brief beginnt die Betrachtung des Mittelalters. Einerseits die großen Vertreter der Scholastik (z.B. Thomas von Aquin), aber auch die großen Mystiker (z.B. Meister Eckhart) und nicht zuletzt die sakrale Musik, die Gregorianik, werden feinfühlig reflektiert. Vortrefflich findet der Rezensent diese Sätze:

„Für mich, lieber Neffe, ist die sog. Gregorianik ein Wunder, das zweite nach der Mystik. Und mir scheint, dass jene als sphärische Kunst erfüllt, was diese [die Mystik] erhofft. (...) Hier haben wir [jedenfalls] zwei *Positiva*. Fragst du jetzt weiter, so antworte ich, dass die Lehre (und die Erlösungstat) Jesu ein Baum ist, (...) den man in so manche Richtung gezogen hat, dass man um ihn nur bängen kann, dass er jedoch eine solche (göttliche) Kraft in sich hat, dass er nicht zu zerstören ist und es stets vermag, neue wunderbare Schosse zu treiben, die sich heilbringend entfalten. Und die Gregorianik ist ein solcher Schoss, der durch seine emotionale Kraft viel von der Verkopfung der christlichen Theologie auszugleichen imstande ist“ (S. 207).

Mit dieser brillanten und durchfühlten Einsicht, die ohne Hörerfahrung nicht entstehen kann, führt der Autor hin zu den geistig rein erhaltenen Quellen der großen abendländischen Musik, die ein direkter Weg zur Transzendenz ist (vgl. Otto Zsok, *Musik und Transzendenz*, St. Ottilien: EOS Verlag 1998). Geistes- und Glaubenserfahrung durch die Sakralmusik ist im Kern einem jeden möglich, der sich für den in den Tönen meldenden Logos öffnet – so könnte man diesen überaus reichen, poetisch und differenziert ausformulierten Teil des Buches zusammenfassen. Auch die Kunst der Gotik gehört, als drittes Wunder, hierher: „So betreten wir eine Kathedrale, Chartres z.B., kommen aus dem sommerhellen Tag in – völlige Nacht. Langsam gewöhnen sich die Augen, und dann glühen sie auf: die großen Fenster – das Fanum, das Heilige, strömt durch sie herein, und heiligt die Seele. Das IST ewiges Leben“ (S. 220).

Zur institutionell verhärteten Kirche gab es die mittelalterliche Mystik, die gregorianischen Gesänge und den gotischen Kathedralbau als Kontrapunkte. Alle drei haben das Erleben des Individuums vertieft und haben den Menschen seinem eigenen Wesensgrund, dem Göttlichen, nähergebracht – stellt der Autor richtig fest (vgl. S. 223).

Mit dem Siebzehnten Brief kommen wir in die Renaissance und Barockzeit. Es leuchtet nicht nur dem Kenner, sondern auch dem ganz normalen Durchschnittsbürger ein: Die moderne Wissenschaft scheint ihren Absolutheitsanspruch von der alten Kirche geerbt zu haben (vgl. S. 232). Von leuchtenden Größen jener Zeit, wie Nikolaus Cusanus, Johannes Kepler und später Jakob

Böhme, hat man sich damals wie später irgendwie ferngehalten. Für alle drei gilt in je verschiedener Akzentuierung, dass die Ratio nicht die letzte verbindliche Instanz ist, wenn es darum geht, den Urgrund, das Göttliche, das Transzendente und Ewige zu erkennen.

Die Ratio ist dort in ihrem Gebiet, wo es gilt, physische Zusammenhänge im „Universum“ oder in der „Schöpfung“ zu untersuchen. *Schöpfung* nennt Teichmann „die mit den äußeren Sinnen (samt den modernen technischen Hilfsmitteln) wahrnehmbare physische Welt“, während er mit „*Kosmos*“ „Gott und alles Seiende zusammen“ bezeichnet. Doch „der Ursprung von allem liegt im ‚lebendigen Ursein‘, aus dem sich die Gottheit als ‚Urlicht‘, ‚Urwort‘ und ‚Vater‘ (und ‚Mutter‘) in Einheit gestaltet. Alles übrige Seiende aber geht aus göttlicher ‚Zeugung‘ hervor, und es zeugt sich in absteigender Linie fort, woraus die Stufenfolgen der Hierarchien entstehen. ‚Gott ist Geist‘, sagt Jesus zur Samariterin, und durch lebendigen Wandel erwächst aus dem Reich des Geistes, dem auch die Engel zugehören, in Verdichtung das Reich ‚der ewigen Seele‘, in dem die Geistesmenschen gezeugt und geboren werden ‚in Gott‘.

Jenseits davon aber liegt, wie hinter einer Art Schallmauer und nach nochmaliger enormer Verdichtung, die ‚physische Welt‘ oder die ‚Welt des Materiellen‘, die immer stärkerer Erstarrung erliegt und zuletzt an das ganz und gar Erstarrete grenzt – an das ‚Nichts‘, wo sich der letzte göttliche Impuls völlig erschöpft hat. So bewegt sich alles Lebende zwischen diesen beiden Größen, dem göttlichen Sein und dem Nichts, und der Erdenmensch, der in seinem Ewigen aus dem jenseitigen Reich der Seele stammt, erfährt hier leidvoll den dritten Aggregatzustand der Seinskräfte, in dessen Reich er nicht heimisch, dem er jedoch durch den ‚Fall‘, durch seine innere Trennung von Gott, unterworfen ist. ‚Gott ist Liebe‘, sagt der Autor der Johannesbriefe, und so will uns Gott heimholen in sein ewiges Reich des Lichtes, der Liebe und des Geistes. Das ist seine *Barmherzigkeit*; die *Gerechtigkeit* aber, die die Menschen erwarten und die dem Erbarmen nicht widerspricht, besteht während der *Apokatastasis* in den unterschiedlich langen *Rückwegen* der Seelen, die sie sich durch ihr Erdenleben selbst ‚eingebrockt‘ haben.

Betrachten wir nun diese kosmischen Gegebenheiten unter dem räumlichen Aspekt, so wohnt der ‚Geist‘ zuallererst, darum herum legt sich das Reich der ewigen Seele; beide nehmen zusammen unendlichen Raum ein, und zuäüßerst dehnt sich die physische Welt herum. Als Schnitt gesehen, ergibt dieses das ‚kosmische Urei‘. Der Kosmos ist einer, unendlich, ohne Anfang und ohne Ende, der Welten aber sind viele in Werden und Vergehen. (...)

Gottes Reich ist die ‚eine Welt‘, der wir nach unserem Herkommen innerlich zugehören, dual (bipolar) angelegt ist sie, aber nicht dualistisch; den Einwirkungen des ‚Nichts‘ jedoch ist zu wehren. (...) Es gilt nicht, die Materie durch Sublimierung zu vergeistigen, sondern den (göttlichen) Geist in unser innerstes Ich einkehren zu lassen [Verkörperung des Geistes!]; sonst vertauscht man Spiritualität mit Spiritismus. Diese ‚Einkehr‘ nach der ‚Umkehr‘ ist der Sinn aller Mystik, und gelingt sie vielen Menschenseelen, wird mit ihnen auch die ‚Schöpfung‘ miterlöst“ (S. 330f.).

Dieses längere Zitat veranschaulicht und macht fühlbar, wie Menschen-, Welt- und Gottesbild zusammengehören. Allzu dogmatisch geprägte Gemüter werden damit nicht wenige Schwierigkeiten haben, denn den göttlichen Geist in das eigene Ich einkehren zu lassen, ist auch ohne jede kirchliche Vermittlung möglich, wie beispielsweise der Zen-Buddhismus zeigt. Andererseits ist jede richtig vollzogene kirchliche Vermittlung im Hinblick auf „Umgang des Einzelnen oder der Kleinstgruppe mit dem Göttlichen in Versenkung, Gebet und Ritus“ (S. 336) sehr förderlich.

Man findet weiterhin in diesem Buch erhellende Auskünfte über das Freimaurertum (Zwanzigster Brief), über die klassische Musik und die „Klassik“ des *alten* Goethe (Einundzwanzigster und Zweiundzwanzigster Brief), der in autonomer säkularer Form das gestaltet, was durch Jahrhunderte in christlicher oder transzendental orientierter philosophischer Artikulation an Wesentlichem gewonnen worden war. Über die Französische Revolution und die großen sozialen Bewegungen des 19. Jahrhunderts kommt W. Teichmann zu der sich entwickelnden Trias „Materialismus, Atheismus, Nihilismus“ als Grundlage der Schwierigkeiten unserer Gegenwart. Im Fünfundzwanzigsten Brief leitet er daraus ausführlich die destruktiven Thesen und Praktiken der heutigen Zeit ab, deren Kritik überhaupt den Ansatzpunkt für seine gesamte Darstellung bildet. Insofern gilt sein Interesse der „Entwicklung der europäischen Intellektualität“, deren Vertreter

schon immer die „trendsetter“ gewesen seien. [Nebenbei angemerkt: Hat nicht schon Julien Benda, etwa um 1930, über den „Verrat der Intellektuellen“ bzw. der „Schriftgelehrten“ gesprochen und geschrieben? Doch, er hat sie sogar angeklagt, zeigend, dass sie – in großer Mehrheit – „den lebendigen Geist“ mit ihrer intellektuellen Spitzfindigkeiten erstickt haben.]

Wie Goethe im „Faust“ indirekt lehrt: „Wenn ihr’s nicht fühlt, ihr werdet’s nicht erjagen“, so lehrt auch W. Teichmann und lädt dazu ein, fühlend zu erkennen, dass alle Wissenschaft und aller Fortschritt in der Eroberung der physisch-materiellen Welt nicht das geben können, wonach sich die Seele sehnt und was wir nur in der Stille in uns selbst, vor Gott gesammelt, erfahren können. Die Sphären des göttlichen Lichtes sind nur *innerlich* erfahrbar – oder durch *Offenbarung* (vgl. S. 512). „Diese hat es immer schon gegeben, dem jeweiligen Verständnisvermögen des Menschen entsprechend“ (ebd.), und auch heute gibt es Offenbarung im strengen Sinne des Wortes. Wie armselig muss eine [christlich geprägte] Theologie sein, die sich einbildet, die Offenbarung sei mit dem Tode des letzten Apostels abgeschlossen? In Wirklichkeit ist Offenbarung ewig, sie geschieht, sie ereignet sich ununterbrochen. Doch wie kann in wenigen Worten gesagt, angedeutet und der Seelenempfindung fühlbar gemacht werden, was bzw. wer eigentlich der Urquell aller Offenbarung – „Gott“ – ist? Dem Rezensenten fällt dazu folgende geistige Offenbarung ein (in deutscher Sprache im 20. Jahrhundert niedergeschrieben und veröffentlicht), die zugleich als Beleg dient, dass es auch heute – sogar schriftlich niedergeschriebene – *Offenbarung* gibt:

In allen Formen  
Former und Gestaltung,  
In allem Leben  
Zeugung und Erhaltung,  
In *Einheit* bergend  
Aller *Zahlen* Fülle  
Ist Gott sich selber Inhalt  
Und des Inhalts Hülle.

Der Ewig-Eine  
Setzt sich selbst  
Im „*Raum*“ die „*Zeit*“,  
Und bleibt doch ewig  
Selbst die *Ewigkeit*.  
(Bô Yin Râ, Leben im Licht, Bern: Kober Verlag 1986, S. 47.)

Ja, solch einer Offenbarung bedürfen wir ernstlich, schreibt W. Teichmann, – ohne diesen deutschen Geisteslehrer [mit dem Bürgernamen: Joseph Anton Schneiderfranken] in seinen Briefen zu nennen, – denn „ausdenken“ kann man sich die Wahrheit nicht (vgl. S. 513). Und was sich manche Naturwissenschaftler ausdenken, wenn sie, z.B. das Gehirn studierend, richtig beobachtete Phänomene falsch deuten, bleibt eben nur eine Ausgeburt ihrer Gehirne. Dabei nützt es eher der „Selbstdarstellung“, – und nicht der Seele, – wenn beispielsweise der Bremer Neurobiologe Gerhard Roth oder der Wiener Evolutionsbiologe Franz Wuketits, ihre Forschungsergebnisse transzendierend, „prophetisch“ zu sprechen meinen und doch eingesperrt ins Psychophysikum bleiben (vgl. S. 526).

Das großartig geschriebene und der geistigen Aufklärung dienende Buch endet mit dem Achtundzwanzigsten Brief, den Onkel Tobias Knauth seinem studierenden Neffen Rudi Knauth schreibt. Der im Anschluss an den letzten Brief zu lesende Text, „Certo statt Credo“ [im Sinne von: „certus sum“ = ich bin gewiss] bietet noch einmal eine symphonische Zusammenfassung der Inhalte „in gebundener Rede“. Und Rudi, der inzwischen zu Ende studiert hat, antwortet dankbar dem Onkel. Doch dieser kann den Brief nicht mehr lesen, er weilt nämlich nicht mehr in

der Sichtbarkeit, das heißt: er ist inzwischen verstorben. Aber was Rudi ihm, dem Alten, noch schreibt, wirkt wie ein Lichtstrahl. Auch der Brief des Jungen ist voller Perlen. Angesichts mancher Zerfallerscheinungen der letzten Jahre in der deutschen Geistesgeschichte muss man, wenn man das Buch zu Ende gelesen und mit den Fühlkräften [einschließlich der eher sparsam, aber sehr fundiert zitierten Fachliteratur] studiert hat, einfach sagen: Gott sei dank, dass es noch Leute in Deutschland gibt, die **den lebendigen Geist** nicht mit dem „Gehirngeist“ verwechseln. Wendelin Teichmann gehört zu diesen Leuten. Möge sein wirklich großartiges Buch – es verdient fünf Sterne! – von vielen Menschen mit Gewinn gelesen werden. (*Otto Zsok*)

E-Mail des Rezensenten: [otto@zsok.de](mailto:otto@zsok.de)  
Fürstenfeldbruck, 30. Mai 2010